

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 48 (1944-1945)  
**Heft:** 10

**Artikel:** Richard Wagners Liebe zu den Tieren  
**Autor:** Zschorlich, Paul  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-667469>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Richard Wagners Liebe zu den Tieren

Von Paul Zschorlich

Die kleine Episode im ersten Akt des „Parsifal“, in welcher die Ritter und Knappen den sterbenden Schwan klagend umstehen und Gurnemanz den Übeltäter ins Verhör nimmt, bezeugt nicht nur das große dramatische Geschick Wagners, seinen Helden Parsifal einzuführen, sondern sie steht auch in zarter und tiefer Beziehung zum ganzen Musikdrama und seinem ethischen Grundgedanken, dem des Mit-Leidens. Man beachte einmal, welche Worte Wagner anwendet, um die Empfindungen der Gralshüter zu bringen: „Frevler“, „unerhörtes Werk“, „morden“, „Sündentat“, „große Schuld“. Wie redet Gurnemanz auf den unwissenden Schützen ein, wie weiß er ihm den ersten Begriff, die erste Empfindung des Mit-Leidens mahnend beizubringen!

Zum letztenmal hat Wagner in dieser Szene der Tiere gedacht, mit denen er zeitlebens gefühlt hatte und die seinem Herzen näher standen als manche Menschen, mit denen er zu tun hatte. Auch in seinen andern Werken gewinnt sein herzliches Verhältnis zur Tierseele künstlerischen Ausdruck. „Ihn wehmüdig betrachtend“ neigt sich Lohengrin vor seiner Heimfahrt zum Schwan. Als Brünnhilde im letzten Aufzug des „Siegfried“ erwacht, erfreut sie sich am Anblick Grannes, ihres „seligen Rosses“, und ein kleines Säckchen — „wie weidet er munter, der mit mir schlief!“ — drückt die Verbundenheit zwischen der Valküre und ihrem Tier, sowie die Beruhigung darüber aus, daß sie es wieder an ihrer Seite findet. Diese Verbundenheit ist in der letzten Szene der „Götterdämmerung“ besonders betont: nicht allein, sondern zusammen mit dem Ross geht Brünnhilde in den Flamenttod. Natürlich konnte Wagners Liebe zu den Tieren in seinen Werken nur sporadisch und gelegentlich Ausdruck gewinnen, so geringfügig derlei Auszeiungen aber im großen Zusammenhang auch sein mögen, zufällig sind sie nicht, im Gegenteil, sie spiegeln Wesen und Denkart Wagners wieder.

In Wagners Weltanschauung bildet das Mit-

leid als menschliche Fähigkeit mit-zu-leiden den Grund- und Ausgangspunkt aller Ethik. Von der Wichtigkeit dieser fundamentalen Forderung ist er so tief durchdrungen, daß er unbedenklich die ganze Zivilisation gegen sie ausspielt, die den Menschen zum „reißenden Raubtier“ gemacht habe. Auf das Mitleid mit allen lebenden Wesen glaubt er eine ganze Kultur gründen zu können und daß sich dieses Mitleid auch auf die Tiere erstreckt, gilt ihm als selbstverständlich. Ausführlich und tiefgründig hat Wagner zu diesen Fragen in seinem heute noch sehr lesenswerten „Offenen Schreiben an Herrn Ernst von Weber“ Stellung genommen, in welchem er sich aufs leidenschaftlichste gegen den grausamen Unfug der Vivisektion aussprach. Sein warmherziges Verständnis für die Tierseele erhellt in dieser Abhandlung aus jedem Satz. Er hebt die Unmöglichkeit der Lüge, die Wahrhaftigkeit und Unbefangenheit des Tieres ausdrücklich hervor und stellt sie in Gegensatz zum menschlichen Charakter. Seine Betrachtung gipfelt in dem denkwürdigen Ausspruch, daß „die Menschenwürde genau erst auf dem Punkte sich dokumentiere, wo der Mensch vom Tiere sich durch das Mitleid auch mit dem Tiere zu unterscheiden vermag, da wir vom Tiere anderseits selbst das Mitleiden mit dem Menschen erlernen können, sobald dieses vernünftig und menschenwürdig behandelt wird.“

So sehr sich Wagner die Lehre Schopenhauers sonst auch zu eigen gemacht hat, in dieser seiner Predigt des Mit-Leidens geht er seinen Weg völlig selbstständig. Um zu dieser gesühlsmäßig bedingten Erkenntnis zu gelangen, bedurfte er Schopenhauers nicht einmal. Schon viel früher, fast 40 Jahre vorher, hat er in seiner 1840 geschriebenen Novelle „Ein Ende in Paris“ geschildert, wie ein deutscher Musiker, der vor Hunger zusammengebrochen, durch das Lecken seines treuen Hundes geweckt und dadurch an die „wichtigste“ seiner Pflichten erinnert wird: dem Hund Nahrung zu verschaffen. „Mein Hund

fraß, und was er übrig ließ, verzehrte ich". Ja schon in seinem allerersten Bühnenwerk, in den „Feeen“, hatte Wagner dem Mitleid mit dem Tier in den Worten Arindals prägnanten Ausdruck verliehen: „O seht! das Tier kann weinen! Die Träne glänzt in seinem Auge — o, wie's gebrochen nach mir schaut!“ Es ist derselbe Gefühlsausdruck, der im „Parisfal“ in den Vers gekleidet ist: „Gebrochen das Auge, siehst du den Blick?“

Wagners Tierliebe, die für sein Gemütsleben so bezeichnend ist, zieht sich durch sein ganzes Leben. Sie ist keineswegs ein ethisches Postulat, mit dem er seine Werke gelegentlich schmückt, sondern ein tiefes Herzensbedürfnis, das bereits in seiner Jugend nachweisbar ist und ihn bis zum Tode nicht verlassen hat. Wer an Wagners Grab hinter dem Haus Wahnfried in Bayreuth gestanden hat, dem wird die kleine, aus dem Boden ragende Grabtafel nicht entgangen sein, die in unmittelbarer Nähe seines eigenen Grabs die Ruhestätte seines letzten Hundes Ruz anzeigt, der auch im Tod zu seinen Füßen ruhen sollte. So war Wagners Wille.

In Wagners Leben spielen die Hunde eine so große Rolle, und er fühlte sich so innig mit ihnen verbunden, daß er in seiner Autobiographie „Mein Leben“ ihrer an mehr als einem Dutzend Stellen in der herzlichsten und ausführlichsten Weise gedenkt. Was er mit seinen Hunden erlebte, schien ihm der Aufzeichnung und Mitteilung in demselben Grade würdig, wie seine Beziehungen zu den Mitarbeitern an seinem Werk oder zu den Gästen seines Hauses. Sie nehmen den gleichen Rang bei ihm ein.

Seine Schwester Cäcilie erzählt, daß ihr Bruder schon als Kind förmlich auf Entdeckungen nach Hunden ausging, um Freundschaft mit ihnen zu schließen. Als er einmal ein paar Kaninchen gefunden hatte, glaubte er sie vor dem Verkommen schützen zu müssen und versteckte sie in — seinem Arbeitspult. Schon in Magdeburg, wo er sich als 21jähriger Kapellmeister kaum selber durchbringen konnte, hielt er sich einen Pudel, den „Rüpel“, von dem er unzertrennlich schien, den er aber doch zurücklassen mußte, als er schon bald nach Riga übersiedeln mußte. Dort schloß sich ihm aus freien Stücken ein großer

Neufundländer an, der „Robber“, der ihn durch seine Unabhängigkeit dermaßen rührte, daß er sich „gelobte, trotz aller Beschwerden den Hund fortan nicht mehr von sich zu weisen“. In Paris, wo Wagner oft kaum seine Frau und sich selber sattmachen konnte, ging Robber eines Tages verloren. Auch über diesen Verlust hat sich Wagner eingehend geäußert, und wiederum ist seine Einstellung bezeichnend. Denn während das Abhandenkommen des Hundes „manchem der um uns Besorgten als ein Glück erschien, da man sich billigerweise darüber verwundern zu müssen glaubte, daß wir, ohne alle Subsistenzmittel, außer uns auch noch einen so übermäßig großen Hund zu ernähren übernommen hätten“, empfindet er selber das Ereignis „als ein Unglück weissagendes Anzeichen“. Alle seine Versuche, alle „seine sinnreichsten Einfälle, um wieder in seinen Besitz zu kommen“, mißlangen. Er vermutet, daß das wertvolle Tier, das am Quai des Pont-Neuf durch sein Untertauchen und Apportieren aller ins Wasser geworfenen Gegenstände immer eine ganze Menschenansammlung ergötzt hatte, absichtlich von ihm weggeLOCKT worden sei. Erst ein volles Jahr später sah er eines Morgens plötzlich seinen Hund wieder! Er rief ihn hocherfreut an, das Tier erkannte ihn auch augenscheinlich, fürchtete aber offenbar eine Züchtigung, wich scheu zurück, als er „mit ausgestrecktem Arm“ auf ihn zuschritt und jagte schließlich davon. „Dass er mich erkannt, ward mir immer deutlicher, als ich ihn an den Straßenenden sich ängstlich nach mir umwenden sah, und, da er mich wie einen Rasenden ihm nachjagen bemerkte, er von neuem zu verstärkter Flucht sich anließ; so verfolgte ich ihn durch ein im dicken Nebel kaum erkennbares Straßengewirr, bis ich schwitztriefend und atemlos, mit meinem Metronomen belastet (den Wagner im Begriff stand aufs Leihhaus zu tragen!), ihn bei der Kirche St. Roch auf Nimmerwiedersehen aus den Augen verlor“.

Als Wagner wohlbestallter Kapellmeister in Dresden geworden war, schenkte ihm seine damalige Hauswirtin ein zirka sechs Wochen altes Hündchen, das er „Peps“, gelegentlich auch „Striezel“ nannte („weil er wie ein Hundchen vom Striezelmarkt aussieht“). Etwa anderthalb

Jahre später, als er in der Ostra-Allee eine größere Wohnung bezog und sich eine weit über seine Verhältnisse gehende Ausstattung neue Schulden aufhäufend, zulegte, kam noch ein Papagei, das „Knäckerchen“, hinzu, den er seiner Frau aus Hamburg mitgebracht hatte, wohin er zur Erstaufführung des „Rienzi“ gefahren war. Wagner gedenkt seiner als eines „gemütlichen Vogels, welcher keinerlei Unarten besaß und sehr gelehrtig war“. Mit einer von seiner Frau beigebrachten Melodie aus „Rienzi“ pflegte er seinen Herrn schon zu begrüßen, wenn er ihn auf der Treppe nach Hause kommen hörte. Als Wagner an seiner Schrift „Oper und Drama“ arbeitete, hat „Papo“, gewöhnlich auf dem Schreibtisch sitzend, ihm zugesehen. Als er eines Abends spät das Manuskript gerade beendigt hatte, fand er das Tierchen am nächsten Morgen tot vor.

Gleich auf der ersten Seite des zweiten Bandes berichtet Wagner in „Mein Leben“, wie sehr seine beiden Haustiere, Peps und Papo, zum häuslichen Behagen beigetragen und sogar „ein nicht unergiebiges Band des Einvernehmens zwischen ihm und seiner Frau gebildet haben. Peps mußte immer hinter ihm auf dem Arbeitsstuhl liegen, und Papo flatterte, wenn er zu lange aus dem Wohnzimmer blieb, nach wiederholten Rufen „Richard!“ zu ihm ins Arbeitszimmer, wo er sich auf dem Schreibtische aufstellte und mit Feder und Papier oft sehr aufregend zu schaffen mache“. Übrigens war er so wohlerzogen, daß er, wie Wagner versichert, nie einen tierischen Vogellaut von sich gegeben, sondern stets nur gesprochen oder gesungen habe. Auch das Marschthema des Schlussakkordes der c-moll-Shymphonie und den Anfang der achten Shymphonie von Beethoven konnte er pfeifen. Peps dagegen „zeichnete sich durch eine ungemeine Nervosität aus“. Er ist seinem Herrn in die Verbannung nach Zürich gefolgt und hat dort noch fünf Jahre gelebt. Die Schilderung vom „Tod des Hündchens Peps“ ist eine der rührendsten und für das gute Herz Wagners so recht kennzeichnenden Stellen in seiner Autobiographie.

Als Ersatz für Papo hatte Wagner, allerdings erst zwei Jahre nach dessen Tod, seiner Frau einen andern Papagei gekauft, „ein gutes

und sehr gelehrtiges Tier“, das er aber gänzlich seiner Frau überließ, weil es sich an ihn nicht recht gewöhnen wollte. Im März 1856 schenkten ihm Wesendonks in Zürich einen jungen Hund, dem seine Frau in Erinnerung an Peps einen gleichlängigen Namen, nämlich „Típs“, verlieh. Wagner nennt ihn ein „artiges und einschmeichelndes Tier“, bekennt aber, daß es, ebenso wie der neue Papagei, mehr der eigentliche Freund seiner Frau geblieben sei, „wie ich überhaupt, trotz meines großen Gerechtigkeitsgefühls, namentlich gegen die Trefflichkeit der Tiere, nie wieder in so innige Freundschaftsverhältnisse zu ihnen geriet, wie sie zwischen Peps, Papo und mir bestanden hatten“. Típs kam später mit nach Paris, er wurde aber nur fünf Jahre alt: eines Tages hatte er offenbar ein auf der Straße ausgestreutes Gift gefressen und starb unter den Händen Wagners und seiner Frau. Auch diesmal ließ es sich Wagner angelegen sein, mit „seltenem Aufwand von Überredung“ die Haushälterin eines gerade verreisten Gartenbesitzers zu der Erlaubnis zu bewegen, den Leichnam auf dem Grundstück persönlich begraben zu dürfen.

Über Wagners letzte Hunde, Pohl, Ruß und Marke — ist wenig bekannt geworden, weil seine Autobiographie nur bis zum Jahre 1864 reicht und wir somit Authentisches von ihm nicht mehr erfahren. Er selber trug sich einige Zeit mit der Absicht, eine „Geschichte meiner Hunde“ zu schreiben, ist aber nicht dazu gekommen. Hans von Wolzogen hat es für ihn besorgt in seinem 1890 erschienenen Büchlein „Richard Wagner und die Tierwelt. Auch eine Biographie“. Schon die Tatsache, daß eine ausführliche Abhandlung über diesen Gegenstand geschrieben werden konnte, beweist, daß er nicht zu den Nebensächlichkeiten im Leben Wagners gehört, und so verfuhr auch Prof. Wilhelm Altmann ganz im Sinne des Meisters, als er in seiner zweibändigen Auswahl von Wagners Briefen (Bibliographisches Institut, Leipzig 1925) die Namen von dessen Hunden in das Personenregister aufnahm, so daß nun Peps unmittelbar vor dem Intendanten Freiherrn von Perfall und Típs in traumtem Verein mit dem Bankier Feustel und dem Philosophen Ludwig Feuerbach erscheint.